

The book cover features a woman with long, wavy brown hair, seen from behind, wearing a purple dress with a red floral pattern. She stands on a gravel path that leads towards a large, multi-story stone mansion with a central dome and many windows. The scene is set in a lush green garden with trees and bushes. The sky is a pale, hazy blue, and several red and orange autumn leaves are scattered throughout the air, some falling from the top corners of the frame. The overall mood is serene and nostalgic.

MARY NICHOLS

*Dunkler
Schatten des
Schicksals*

Weltbild

Tragik, Verlust und eine große Liebe

England kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs: Auf Nayton Manor bereitet man sich auf große Veränderungen vor. Elizabeth, die älteste Tochter, will den gut aussehenden Captain Max Coburn heiraten. Doch als ihr Großvater kurz vor der Hochzeit einen Schlaganfall erleidet, entschließt sie sich, die Großeltern auf ihrer Farm in Frankreich zu unterstützen. Wird ihre Liebe zu Max den Krieg überleben? Und was wird aus ihrem Bruder Jack und seiner „unstandesgemäßen“ Liebsten, der jungen Lucy? Während der Krieg seinen Lauf nimmt, erleben die Menschen auf Nayton Manor große Gefahren, Geheimnisse und Verrat – und Liebe, wo man sie am wenigsten erwartet.

Mary Nichols ist eine wunderbare Erzählerin. (Kirkus Review)

Mary Nichols

Dunkler Schatten des Schicksals

Roman

Aus dem Amerikanischen von Bernhard Liesen

Weltbild

Die Autorin

Mary Nichols wurde in Singapur geboren, lebt aber seit ihrem dritten Lebensjahr in England. Sie ist verheiratet, hat drei Kinder und vier erwachsene Enkel. Mary Nichols schreibt seit 28 Jahren historische Romane und Familiensagas. Von ihren bisher 36 Romanen landeten viele auf den Bestsellerlisten.

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel ESCAPE BY MOONLIGHT bei Allison & Busby.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Mary Nichols

Covergestaltung: *zeichenpool, München

Titelmotiv: Arcangel Images (© Marie Carr); www.shutterstock.com

(© Patryk Kosmider; © Radek Sturgolewski; © givaga; © Andrey B. Kostin; © Stepan Rudyk; © Thunderstorm106; © biletский)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-490-6

Für Polly und Dianne

Elizabeth lehnte das Fahrrad an das Scheunentor und nahm sich einen Augenblick Zeit, um einen über den Weiden kreisenden Mäusebussard zu beobachten, der kurz darauf zum Sturzflug ansetzte, dann mit seiner Beute in den Fängen aufstieg und in Richtung der höher liegenden Wälder davonflog. Sie liebte den kleinen Bauernhof ihrer Großeltern mütterlicherseits im Departement Haute-Savoie, wo sie regelmäßig die Ferien verbrachte. Sie spazierte über Wiesen und schattige Waldwege, machte Radtouren auf schmalen Straßen, schwamm im eiskalten Wasser der Seen und genoss die köstlichen, von Grandmère zubereiteten Mahlzeiten. Im Sommer war alles üppig grün, auf den Weiden, wo Grandpères Kühe, Rinder und Ziegen grasten, blühten Feldblumen. Weiter oben, jenseits der Baumgrenze, ragten die Gipfel der Alpen in den Himmel, im Sommer nackter Fels, im Winter schneebedeckt.

Bald war der Sommer vorbei, auch wenn er dieses Jahr lange dauerte, und sie würde nach England zurückkehren und sich darüber klar werden müssen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollte. Würde Max ihr einen Heiratsantrag machen? Würde sie ihn annehmen? Sie war sich nicht ganz sicher. Sie liebte ihn, doch war sie bereit für ein Leben an der Seite eines Berufssoldaten? War es nicht besser, wenn sie selbst einen Beruf ergriff, etwas Nützliches tat, erst einmal zu leben lernte? Und was war, wenn es Krieg gab? Max sagte, er sei unvermeidlich, auch nach Chamberlains Rückkehr aus München, als er mit jenem Dokument herumgefuchelt und gesagt hatte, es sichere »den Frieden in unserer Zeit«. Laut Max gewann Großbritannien durch das Münchner Abkommen allenfalls Zeit, um aufzurüsten, um neue Kriegsschiffe, Kampfflugzeuge und Panzer zu bauen, um mehr Soldaten auf den Ernstfall vorzubereiten. Und würde es etwas für sie zu tun geben, wenn der Krieg ausbrach? Immerhin hatten während des Ersten Weltkriegs Frauen Arbeiten übernommen, die sonst Männern vorbehalten waren, und sie hatten ihre Sache gut gemacht.

Die Hühner stoben auseinander, als sie zu dem einstöckigen Bauernhaus mit dem steilen, überhängenden Dach ging. Es war umgeben von Nebengebäuden, doch an der der Straße zugewandten Seite gab es einen winzigen Garten, und in den Blumenkästen vor den Fenstern blühten Pelargonien. Das Haus war nicht besonders groß, doch ihre Großeltern hatten hier drei Kinder großgezogen: Pierre, der ein paar Kilometer westlich von Annecy lebte und einen eigenen Weinberg hatte, Annelise, Elizabeth' Mutter, und Justine, die geboren worden war, als ihre Mutter schon über vierzig war. Sie war nur neun Jahre älter als Elizabeth und arbeitete als Lehrerin an einer Schule in Paris.

Der größte Raum des Hauses war die Küche. Im Sommer war es hier sehr heiß, weil auf einem offenen Herd gekocht und Wasser erhitzt wurde. In der Mitte stand, flankiert von zwei Bänken, ein großer Tisch mit einer rot karierten Decke, gedeckt mit Besteck und Geschirr aus dem großen Küchenschrank, der fast eine ganze Wand einnahm. Grandmère stand mit einem geröteten Gesicht am Herd und rührte etwas um in einem geschwärzten Topf, dem ein köstlicher Duft entstieg. Sie war eine kleine, korpulente Frau, die einen langen schwarzen Rock, eine gelbe Bluse und eine große weiße Schürze trug. Ihr langes graues Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Wo ist Grandpère?«, fragte Elizabeth. Ihre Mutter war Französin und hatte sie und ihre Geschwister häufig mitgenommen zu ihren in Savoyen lebenden Eltern, sodass sie alle zweisprachig aufgewachsen waren.

»In Annecy, um mit dem Metzger zu reden«, antwortete Marie Clavier, ihre Großmutter. »Die alte Kuh gibt keine Milch mehr und muss geschlachtet werden. Er hat gesagt, dass er zum Mittagessen zurück sein würde.«

Elizabeth holte einen großen Laib selbst gebackenen Brotes und stellte dann Gläser und einen Krug mit Wein auf den Tisch. »Ich habe gerade einen Mäusebussard mit seiner Beute gesehen. Es verblüfft mich immer wieder, dass sie aus einer solchen Höhe so kleine Tiere erkennen können.«

Ihre Großmutter lachte. »Diese Greifvögel haben alle eine extrem gute Sehfähigkeit. Daher die sprichwörtlichen Adleraugen.«

Sie hörten den stotternden Motor des betagten Lieferwagens, mit dem ihr Großvater in die Stadt fuhr, und zwei Minuten später trat er in die Küche, gefolgt von seinem Hund, einer schwarz-weiß gefleckten Promenadenmischung. »Es ist alles arrangiert«, sagte er, als er sich am Herd in einen Schaukelstuhl gesetzt hatte, um seine Stiefel auszuziehen. Er war ein kleiner, drahtiger Mann, der den Bauernhof immer allein bewirtschaftet hatte. Er hatte hellbraunes Haar und einen struppigen, grau gefleckten Bart. »Alphonse Montbaun holt die Kuh Ende der Woche. Er schlachtet sie und wird das Fleisch für uns einfrieren.«

»Wirst du eine neue Kuh kaufen?«, fragte Elizabeth, die sich daran gewöhnt hatte, das Fleisch von Tieren zu essen, die einige Zeit zuvor noch an den Abhängen gegrast hatten. Als kleines Mädchen, bei ihrem ersten Besuch, hatte sie sich noch davor geekelt.

»Ich denke daran, zwei Färsen zu kaufen und sie dem Bullen von Alphonse vorzustellen.« Er nahm am Kopf des Tisches Platz, während seine Frau die Suppe aufgab. »Wann kehrst du nach Hause zurück, junge Dame?«, fragte er.

Elizabeth lachte. »Willst du mich loswerden, Grandpère?«

»Natürlich nicht, aber die Gerüchteküche brodeln. Die Deutschen ziehen an der polnischen Grenze Truppen zusammen. Diesmal wird es nicht laufen wie im Fall der Tschechoslowakei. Es wird kein Appeasement geben. In England ist es sicherer für dich.«

»Sacré nom de Dieu!« Die alte Frau bekreuzigte sich. »Um Himmels willen, du glaubst, wir sind hier nicht in Sicherheit?«

»Woher soll ich das wissen? Aber wir haben keinen Ärmelkanal zwischen uns und den Boches.«

»Wir haben die Maginot-Linie.«

»Vor Bombenangriffen aus der Luft wird uns die kaum schützen.«

»Du machst mir Angst, Albert. Beim letzten Mal war es schlimm genug. Ich will das nicht noch mal durchmachen müssen.«

»Vielleicht bleibt es dir erspart. Wenn sie kommen, werden unsere und die britische Armee sie zurückdrängen. Der nette junge Mann, der zu Beginn des Sommers bei uns war, wird schon dafür sorgen.«

Der »nette junge Mann« war Captain Max Coburn, der ein paar Tage seines Urlaubs bei Elizabeth in Frankreich verbracht hatte. Er hatte ihre Großeltern bezaubert mit seinen altmodischen Manieren, der makellosen Uniform, mit seinen blauen Augen, dem blonden

Haar und dem ordentlich gestutzten Schnurrbart. Es waren einige fantastische Tage gewesen. Das Wetter war wundervoll, und Elizabeth hatte ihm all ihre Lieblingsorte gezeigt: in der Sonne funkelnde Seen, winzige Dörfer, tiefe Schluchten, Aussichtspunkte mit einem atemberaubenden Blick auf den Montblanc. Vom Krieg war erst am letzten Tag seines Aufenthalts gesprochen worden.

»Er wird kommen, Liz«, hatte Max gesagt. »Hitler wird sich nicht mit dem Sudetenland zufriedengeben. Er will erst den Danziger Korridor und dann ganz Polen. Großbritannien und Frankreich werden zu ihrer Beistandserklärung stehen müssen. Du solltest nicht zu lange hierbleiben.«

»Oh, Max, du glaubst doch nicht etwa, dass die Deutschen hierherkommen werden?«

»Ich weiß es nicht, würde dich aber lieber zu Hause in England sehen.«

»Und du?«

»Ich gehe dahin, wo man mich hinschickt.«

»Hoffentlich irrst du dich. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, dass du irgendwo kämpfen musst und dass meine Großeltern um ihr Leben fürchten müssen. Sie erinnern sich noch so gut an den letzten Krieg. Vielleicht sollte ich sie zu überreden versuchen, mit mir nach England zu kommen.«

»Ja, tu das. Ich bin sicher, dass deine Eltern einverstanden wären.«

»Im Laufe der Jahre hat Mama etliche Male versucht, sie zu einem Besuch in Nayton zu überreden, aber Grandpère würde seinen Bauernhof niemals allein lassen. Er sagt, er würde es nie zulassen, dass sich ein anderer um sein Vieh und seinen geliebten Hund kümmert. Außerdem glaube ich, dass ihm mein Papa etwas unheimlich ist, auch wenn er es nie zugeben würde.«

»Aber warum? Lord de Lacey ist ein äußerst sanftmütiger Mann, und er verehrt deine Mutter.« Ihr Großvater väterlicherseits war gestorben, als sie noch ein kleines Mädchen war, und ihr Vater hatte den Titel eines Baronets und Nayton Manor geerbt, den Familiensitz in Norfolk.

»Ich weiß.«

Alle in der Familie wussten, wie ihr Vater ihre Mutter kennengelernt hatte. Es war eine Geschichte, die ihr Vater gern erzählte. Als kinderloser Witwer hatte er im Ersten Weltkrieg in der britischen Armee als Major gedient. Er war gefangen genommen worden und sollte nach Deutschland gebracht werden. Unterwegs war er aus dem Zug gesprungen und geflohen. Annelise, die zu der Zeit im Krankenhaus von Châlons gearbeitet hatte, um in der Nähe von Jacques zu sein, einem Soldaten und ihrem Verlobten, hatte ihn verletzt und halb verhungert und verdurstet in einem Graben gefunden. Da er zu schwach war, um gehen zu können, hatte sie Hilfe geholt, und man hatte ihn in das Krankenhaus gebracht, wo sie sich weiter um ihn gekümmert hatte, bis er zu Kräften gekommen war und seinen Dienst wieder aufnehmen konnte. Er hatte sie nicht vergessen, und nach dem Kriegsende im November 1918 hatte er sie vor seiner Rückkehr nach England in ihrem Heimatdorf Dransville besucht. Zu diesem Zeitpunkt war sie die Mutter eines kleinen Sohnes, Jacques, dessen Vater im Krieg gefallen war.

Sie hatten sich ineinander verliebt und ungeachtet der aristokratischen Konventionen und der Missbilligung durch Papas Freunde im März 1919 geheiratet. Er hatte Jacques

adoptiert. Neun Monate später war Elizabeth geboren worden, im August 1921 Amy und schließlich 1927 der kleine Edmund.

»Ich hoffe, du irrst dich«, hatte sie zu Max gesagt. »Ich ertrage den Gedanken nicht, dass wieder Menschen getötet und verstümmelt werden. Warum können Regierungen ihre Meinungsverschiedenheiten nicht ohne Krieg beilegen?«

Auf die Frage hatte er keine Antwort gehabt, und am nächsten Tag war er abgereist, um zu seinem Regiment zurückzukehren. Sie blieb zurück mit der Frage, was sie mit ihren Großeltern machen sollte. Würden sie mit ihr nach England kommen?

»Für den 9. September habe ich einen Platz auf der Fähre gebucht«, sagte sie, während sie die Suppe aßen. »Ich sehe keinen Grund dafür, vorher abzureisen.«

»Schön, dann bist du noch etwas länger bei uns«, sagte Grandmère.

»Ich liebe es, hier zu sein, das wisst ihr doch, oder? Wenn mir Mama und Papa nicht so fehlen würden, wäre ich am liebsten immer hier.«

»Natürlich, und wir lieben es, dich bei uns zu haben. Aber deine Eltern wollen, dass du nach Hause kommst.«

»Ihr beide solltet mich begleiten. Onkel Pierre wird sich um den Hof kümmern.«

»Er hat Familie und genug mit seinem Weinberg zu tun«, antwortete ihr Großvater.

»Und was habe ich in England verloren? Ich spreche nicht mal die Sprache.«

»Die würdest du schnell lernen, und zu unserem Landsitz gehört ein Bauernhof, wo du dich nützlich machen könntest.«

»Glaubst du, es würde mir gefallen, als Tagelöhner für einen anderen zu arbeiten?«, fragte er entrüstet. »Ich war immer mein eigener Herr. Den Hof habe ich von meinem Vater geerbt, und ich würde ihn nie verlassen.«

»Es war ja nur so eine Idee. Wenn es Krieg gibt ...«

»Dann machen wir einfach weiter wie bisher. Es wird nicht lange dauern. Und überhaupt, wer sollte uns hier Ärger machen wollen? Bei uns ist nichts zu holen.«

Alphonse Montbaun holte die Kuh an dem Tag, als deutsche Truppen in Polen einmarschierten. Das arme Tier schien zu ahnen, was ihm bevorstand, und wollte sich nicht in den Laster bugsieren lassen, mit dem Alphonse es zum Schlachthof bringen wollte. Elizabeth wünschte, der Kuh wäre ihr Schicksal erspart geblieben, doch nicht nur sie hatte Angst vor der Zukunft. Das Dorf, ganz Frankreich, ja, die ganze Welt war in Aufruhr. Und Elizabeth bekam ein Telegramm von ihrem Vater. »Komm sofort nach Hause.«

Nayton Halt war ein typischer Landbahnhof in Norfolk, der von den Einwohnern des Dorfes Nayton und den Bewohnern des Landsitzes des Lord de Lacey genutzt wurde. Es gab zwei Schienenstränge, zwei Bahnsteige, einen Warteraum, einen Fahrkartenschalter und das Haus des Stationsvorstehers. Auf der anderen Seite der Schranke war ein Stellwerk und ein paar Meter dahinter ein Rangiergleis, das in den frühen Tagen der Eisenbahn benutzt worden war, wenn landwirtschaftliche Güter von Nayton Manor zur Bahnlinie gebracht wurden. Jetzt wurde es nicht mehr benutzt und war zugewachsen.

»Die Klingel, Lucy!« Ihr Vater schien immer zu glauben, sie an ihre Pflichten erinnern zu müssen, als hätte sie diese nicht stets erfüllt, seit sie groß und stark genug gewesen war,

um die Schranke zu öffnen und zu schließen.

»Ich hab's gehört.« Lucy hatte in den Blumenbeeten neben dem Bahnsteig Unkraut gejätet. Sie streifte ihre Handschuhe ab und ging die Schranke schließen, als sich auf der anderen Seite ein Gig näherte.

Der junge Mann in dem zweirädrigen, offenen Einspanner trug einen makellos geschnittenen, legeren Anzug mit dezentem Karomuster. Er war ein feiner Pinkel, in Lucys Augen aber ein sehr angenehmer feiner Pinkel. Er war groß und muskulös und hatte, was ungewöhnlich war, lockiges blondes Haar und dunkelbraune Augen. In der Regel lächelte er, oder war das vielleicht nur so, wenn er ihr begegnete?

»Guten Tag, Lucy«, rief er, als das Pferd vor der geschlossenen Schranke stehen blieb. »Was für ein wundervoller Tag.«

»Ja, Sir, da haben Sie recht.«

»Sir?«, fragte er mit einem belustigten Lächeln, das sie erröten ließ. »Wie lange kennen wir uns schon?«

»Zwölf Jahre, glaube ich. So lange ist mein Vater hier Bahnhofsvorsteher.« Das klang etwas hochgestochen, denn er war zugleich auch Gepäckträger, Fahrkartenverkäufer und für die Drecksarbeit zuständig.

»Warum dann so förmlich?«

Sie war nervös, wie immer, wenn er in der Nähe war, und besonders dann, wenn er sie so ansah, als könnte er durch ihren schwarzen Rock und die Bluse mit dem Blumenmuster hindurchschauen. Dann wurde ihr ganz heiß unter seinem musternden Blick. Dabei sollte sie keine Gefühle empfinden für diesen Mann, denn der war der Sohn des Lord de Lacey und lebte auf dem großen Landsitz, während sie nur die Tochter eines Stationsvorstehers war, die mit ihrem Vater in einem winzigen Haus an der Bahnlinie wohnte. Die kleine Küche, das einfach möblierte Wohnzimmer und die beiden Schlafkammern im ersten Stock waren zusammengenommen wahrscheinlich kleiner als das winzigste Zimmer von Nayton Manor. Sie war nicht eingeschüchtert, sondern nur überwältigt von Gefühlen, die sie nicht kontrollieren konnte.

»Ich bin im Dienst, Mr de Lacey.«

»Ich sehe es.« Er stieg von dem Einspanner, trat an das Tor für Fußgänger neben der Schranke und legte seine Hand so dicht neben ihre, dass er sie fast berührte. Lucy zog ihre Hand mit den schmutzigen Fingernägeln sofort verschämt zurück. »Auch ich bin im Dienst.«

»Sie? Was für Pflichten haben Sie denn?«

»Ich muss meine Schwester Amy vom Zug abholen.«

»Das ist alles?«

»Was soll das heißen, meine Liebe? Das ist eine sehr beschwerliche Aufgabe. Das Pferd muss gestriegelt und eingespannt werden ...«

»Ich bin sicher, dass Sie das nicht selbst tun.«

»Nein«, gab er zu. »Aber ich muss dafür sorgen, dass es erledigt wird. Dann muss ich meine Reitkleidung ablegen und einen Anzug anziehen, der der Gesellschaft einer Lady angemessen ist, muss eine Krawatte umbinden, mich kämmen und an einen Sonnenschirm denken, denn es ist ein heißer Tag, und Amy hat ihren bestimmt vergessen

...«

»Ja, wie Sie sagen, wirklich sehr beschwerlich.« Ihr war bewusst, dass er es nicht ganz ernst meinte. »Aber Sie hätten Mr Bennett mit dem Auto schicken können.«

»Wohl wahr, doch dann wäre mir dein wundervoller Anblick entgangen.«

»Sie sollten so was nicht sagen, Sir.«

»Warum nicht? Du bist ein wundervolles Mädchen, und ich freue mich immer, wenn wir uns begegnen. Du dich nicht?« Es gefiel ihm, dass sie errötete.

»Doch, aber ...«

»Siehst du? Und findest du es nicht auch schade, dass wir uns nicht häufiger sehen?«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Jeder Dienst hat einmal ein Ende, selbst für dich«, sagte er. »Auch du musst etwas Freizeit haben.«

»Nur, wenn keine Züge fahren oder wenn mein Vater in der Lage ist, sich um die Schranke und alles andere zu kümmern.«

»Und was machst du dann so?«

»Ich lese oder nähe oder kaufe ein in Swaffham oder Dereham. Hin und wieder auch in Norwich, wenn wir etwas brauchen, das sonst nirgends zu bekommen ist.«

»Und wie kommst du dahin?«

»Natürlich mit dem Zug.«

»Ja, natürlich. Dumme Frage. Aber du machst nie einen Spaziergang?«

»Manchmal sonntags nach der Kirche.« Seine Fragerei machte sie nervös. »Warum wollen Sie das alles wissen?«

Er lächelte. »Sollten wir uns einmal zufällig treffen, wenn du nicht im Dienst bist ... Ich frage mich, ob du dann nicht weniger förmlich sein und mich mit meinem Namen anreden könntest.«

»Mr de Lacey.«

»Ich hatte eher an Jack gedacht.«

»Oh nein, das würde ich nie tun.«

Aus der Ferne hörten sie seit etwa einer Minute den Zug. Das Geräusch wurde lauter, und ein paar Augenblicke später lief der Zug in den Bahnhof ein und stieß mit einem lauten Zischen eine Dampfwolke aus, als er stehen blieb. Dann hörten sie die laute Stimme ihres Vaters: »Nayton Halt! Nayton Halt!« Türen wurden geöffnet, Kartons mit Gütern ein- und ausgeladen.

Jack trat durch das kleine Tor, das Fußgänger benutzten, wenn die Schranke geschlossen war und ging zum Bahnsteig. »Denk darüber nach«, rief er Lucy noch zu. »Wir werden uns bald wiedersehen, dann plaudern wir weiter.«

Zumindest glaubte sie, das verstanden zu haben, denn man hörte nicht gut, wenn der Zug Dampf abließ und Waggontüren zugeschlagen wurden. Auch das Pferd vor der Schranke war nervös. Sie ging zu ihm und strich ihm über den Kopf, um das Tier und auch sich selbst zu beruhigen.

»Er ist arrogant und eingebildet und glaubt, sich immer über mich lustig machen zu müssen«, sagte sie zu dem Pferd. »Aber ich denke nicht, dass er unhöflich sein will.« Das Pferd wieherte zustimmend. »Ja, ich wusste, dass du meiner Meinung sein würdest. Aber

wenn er wüsste, was ich empfinde, würde er die Flucht ergreifen. Er muss mich nur anlächeln, und ich beginne am ganzen Leib zu zittern. Das ist dumm, wo ich doch nur zu gut weiß, dass er sich bloß einen Spaß macht mit mir.«

Als sie zum Bahnsteig hinüberblickte, sah sie Miss Amy de Lacey aus dem Zug steigen. Sie war achtzehn und ein Jahr jünger als Lucy, wirkte aber älter und selbstbewusster. Sie hatte einen kaum zu bändigenden roten Haarschopf, einen jugendlich frischen Teint und trug teure Kleidung. Nicht mehr lange, dann war sie eine große Schönheit und würde ein Dutzend Herzen brechen.

Nachdem Amy im Juli die Schule abgeschlossen hatte, war ein Sommerurlaub mit Freunden in Devon gefolgt. An diesem Morgen hatte sie der Sohn ihrer Gastgeber zum Bahnhof Liverpool Station gebracht, wo sie für den Rest der Reise von ihrem ehemaligen Kindermädchen Annie in Empfang genommen worden war, die heute gelegentlich die Anstandsdame spielte.

Lucy kannte Annie recht gut. Sie war nur ein paar Jahre älter als ihre Schützlinge und Lucys Informationsquelle für alles, was auf dem Landsitz vorging. Natürlich hätte sie nichts davon weitergegeben, was Annie ihr selbst dann im Flüsterton erzählte, wenn niemand in Hörweite war. Auch musste sie schwören, es keiner Menschenseele zu erzählen. Auf diesem Weg hatte Lucy erfahren, dass Lady de Lacey Jack schon als Sohn in die Ehe mit Seiner Lordschaft mitgebracht hatte, und Seine Lordschaft hatte ihn daraufhin adoptiert.

»Obwohl er nur ein Stiefsohn ist, machte er sich große Hoffnungen, eines Tages das Erbe anzutreten«, hatte Annie gesagt. »Doch als Edmund geboren wurde, konnte er sich das aus dem Kopf schlagen. Aber es macht ihm offenbar nichts aus. Es scheint ihm gleichgültig zu sein, und er lässt sich die gute Laune davon nicht verderben.«

Auf dem Bahnsteig gab Jack seiner Halbschwester einen Kuss auf die Wange. Die beiden lachten, und dann nahm Jack Annie den Schrankkoffer ab, was bewies, dass er ein wahrer Gentleman war, denn viele in seiner gesellschaftlichen Stellung wären nie auf die Idee gekommen, einer Bediensteten zu helfen. Dann verließen sie den Bahnsteig und kamen auf die Schranke zu, die sie wieder öffnen musste, da der Zug den Bahnhof verließ. Auf der anderen Seite wartete bereits der Wagen eines Bierkutschers.

»Wie geht's denn so, Lucy?«, fragte Amy, als sie aneinander vorbeikamen.

»Sehr gut, danke der Nachfrage, Miss de Lacey. Und Ihnen?«

»Ich bin froh, wieder zu Hause zu sein.«

Jack legte ihre Tasche in den Einspänner und half seiner Halbschwester und Annie beim Aufsteigen. Dann folgte er ihnen, griff nach den Zügeln und zwinkerte Lucy noch einmal zu, bevor er mit den beiden Frauen die Heimfahrt antrat.

Das Zusammentreffen mit Jack de Lacey hatte Lucy den Tag gerettet. Sie ging zum Bahnsteig. Dort standen zwei Lattenkisten mit Hühnern, ein Karton mit Heringen und ein großes Bündel Zeitungen. Bald würde der Bote mit seinem Pferd und seinem Wagen eintreffen, um die Waren im Dorf zu verteilen. Sie musste am Fahrkartenschalter die Kasse machen, weiter Unkraut jäten, die Blumen gießen und den Bahnsteig fegen. Zwischendurch war noch das Essen zu kochen, und sie musste Wäsche auf die Leine hängen und mangeln. Konzentrieren musste sie sich allenfalls, wenn sie das Geld für die

Fahrkarten zusammenaddierte. Ansonsten konnte sie sich in ihren Fantasien verlieren. Sie hatte einen wiederkehrenden Tagtraum, in dem Jack de Lacey sie in den Armen hielt und sie seiner unsterblichen Liebe versicherte. Dann erklärte er, er sei nur deshalb noch immer unverheiratet, weil er darauf gewartet habe, dass sie erwachsen würde. Sie stellte sich vor, von ihm gestreichelt und geküsst zu werden, und dann gebot sie sich Einhalt, weil sie sich nicht sicher war, ob sie es ihm – wenn auch nur in einem Traum - gestatten sollte, noch weiter zu gehen.

»Bist du damit immer noch nicht fertig?«, fragte ihr Vater, der einen Wagen mit Miss de Laceys Schrankkoffer vor sich her schob, der von dem Boten nach Nayton Manor gebracht werden musste.

Ihr Vater war spindeldürr, die Uniform des Stationsvorstehers einige Nummern zu groß. Gepasst hatte sie ihm, bevor ihn seine Frau und Lucys Mutter verlassen hatte. Seitdem hatte er viel Gewicht verloren, und er hätte nie zugegeben, wie sehr er sich nach dem Verschwinden seiner Frau verändert hatte. Er war reizbar, lächelte nie und war so fordernd, dass er Lucy das Leben zur Hölle machte.

»Wie üblich bist du wieder in Gedanken woanders.«

»Nein, Pa, ich habe gerade daran gedacht, das Unkraut zu Ende zu jäten.«

»Das hat Zeit. Während der nächsten Stunde kommt kein Zug. Da kannst du genauso gut reingehen und mein Essen machen.«

Sie ging den Bahnsteig entlang zum Haus. Wenn sie mit Jack de Lacey verheiratet gewesen wäre, hätte sie nicht kochen müssen, und wenn sie es getan hätte, wäre es ihr ein Vergnügen gewesen und keine lästige Pflicht. Für ihn hätte sie wundervolle Mahlzeiten zubereitet und sie ihm auf den besten Porzellantellern serviert. Dazu hätten sie Wein aus Kristallgläsern getrunken. Sie leerte den Korb mit dem Unkraut auf den Komposthaufen und ging ins Haus, um Kartoffeln aufzusetzen, Eintopf zu kochen und einen Pudding zum Nachtsch zu machen. Sie wollte, dass ihr Vater mit ihr zufrieden war und dass er wieder etwas zunahm.

In dem kleinen Haus erinnerte sie vieles an ihre Mutter und die harte Realität ihres eigenen Lebens, an die tagtägliche Schinderei in diesem Heim, in dem es seit dem Verschwinden ihrer Mutter keine Liebe mehr gab. Vielleicht war es schon vorher so gewesen. Ihr Vater sagte, sie sei plötzlich und unerwartet gegangen, doch Lucy fand es schwer, ihm zu glauben. Ihre Mutter war zärtlich und liebevoll gewesen, und das trotz der Art und Weise, wie ihr Mann sie behandelt hatte. Lucy hatte keine Ahnung, weshalb sie gegangen war, und ihr Vater wollte es ihr nicht sagen. Er wollte überhaupt nicht mehr über seine Frau reden und verbot Lucy, ihren Namen zu erwähnen. »Sie ist weg«, hatte er an jenem Abend gesagt, als ihre Mutter nicht mehr da gewesen war, um sie ins Bett zu bringen. »Und sie wird auch nicht zurückkommen. Kein Grund zum Heulen«, hatte er hinzugefügt, als ihr Tränen in die Augen traten. »Wir müssen uns einfach so gut wie möglich durchschlagen.« Das war jetzt über zehn Jahre her, und seitdem hatte sie nichts mehr von ihrer Mutter gehört. Manchmal dachte Lucy darüber nach, sie zu suchen, doch sie hatte keine Ahnung, wo sie damit beginnen sollte. Außerdem würde ihr Vater sie sowieso nicht gehen lassen.

»Nun, wie war der Urlaub?«, fragte Jack seine Halbschwester Amy, als er mit ihr in dem Einspänner über vertraute Straßen fuhr, vorbei an Bauernhöfen und Cottages.

»Schön. Faule Tage. Spaziergänge, schwimmen, Tennis.«

»Hast du jemanden kennengelernt?«, fragte er, als sie das Tor von Nayton Manor erreichten und die lange, von Kastanienbäumen gesäumte Allee hinabfuhren, die zu dem Landsitz führte.

»Den einen oder anderen. War nicht weiter bemerkenswert.«

»Keine jungen Männer, die dein Herz schneller schlagen ließen?«

»Natürlich nicht. Da war nur James, der sich allen gegenüber für überlegen hält und ständig Witze über meine roten Haare macht. Aber Belinda ist in Ordnung.«

»Und wie war das letzte Schuljahr?«

»Langweilig.«

»Wie kann es langweilig sein zu lernen, eine Lady zu sein?«

»Das kann man nicht lernen. Entweder man ist eine, oder man ist keine.«

»Mama könnte gegenteiliger Meinung sein.«

»Mama ist anders.«

Darauf antwortete er nicht. Ihnen war beiden bewusst, dass ihre Mutter nicht aristokratischer Herkunft war. Sie war Französin, und ihr Vater bewirtschaftete einen Bauernhof mit ein paar Morgen Land im Department Haute-Savoie. In jungen Jahren hatte sie ihrem Vater bei der Arbeit geholfen, etwas, das eine vornehme Dame nie tun würde. Und doch war sie mehr ladylike und diplomatischer als jene Ladys. Alle liebten sie, besonders ihr Mann. Die Kinder kannten die Geschichte, wie ihre Eltern sich kennengelernt und geheiratet hatten. Für Elizabeth und Amy war es eine echte Lovestory, aber Jack, der seinen leiblichen Vater nie gekannt hatte, versuchte das aus seiner Erinnerung zu verdrängen. Seine niedrige Geburt und das Gefühl, nicht dazuzugehören, lasteten wie eine schwere Bürde auf seinen Schultern, auch wenn andere es nie gemerkt hätten.

»Ich habe diese Schule nur besucht, weil Papa es sich gewünscht hat.«

»Dann war es also wahr, als du Lucy erzählt hast, du wärest froh, wieder zu Hause zu sein?«

»Aber selbstverständlich.« Sie seufzte. »In mancher Hinsicht beneide ich Lucy.«

»Beneiden?« Er ignorierte das missbilligende Geräusch, das Annie von sich gab.

»Worauf könnte man da neidisch sein?«

»Auf ihre Freiheit. Sie arbeitet, wenn sie Lust dazu hat. Sie ist nicht gefesselt durch gesellschaftliche Konventionen.«

»Meine liebe Schwester, es geht nicht darum, ob sie Lust hat zu arbeiten, sondern darum, dass ihr keine andere Wahl bleibt. Sie ist genauso gefesselt durch gesellschaftliche Zwänge wie du, das ist doch wohl nicht schwer zu verstehen, oder? Und bald wird man von ihr erwarten, dass sie jemanden aus ihrer Schicht heiratet, wahrscheinlich einen Mann, den ihr Vater für sie ausgesucht hat ...« Er redete nicht weiter, denn plötzlich tat ihm die arme Lucy Storey sehr leid.

»Bei mir wird es in einem anderen gesellschaftlichen Milieu genauso laufen. Womit ich nicht sagen will, dass ich mich darauf einlassen werde.«

Er lachte. »Niema!s?«

»Vielleicht eines Tages, falls ich den richtigen Mann kennenlerne, aber nicht, bevor ich selbst etwas aus meinem Leben gemacht habe.«

»Was zum Beispiel?«

»Ich will meinen eigenen Lebensunterhalt verdienen und etwas Sinnvolles tun.«

»Meine Gute, du bist kaum fünf Minuten wieder da, und schon sehe ich dunkle Wolken am Horizont aufziehen. Du weißt, dass Vater das nie zulassen wird. Und es ist auch überflüssig. Du kannst alles haben, was du willst.«

»Außer meiner Unabhängigkeit.«

»Was könntest du schon tun?«

»Weiß ich noch nicht. Vielleicht werde ich Ärztin, Anwältin oder Politikerin.«

Er lächelte »Oh Amy, meine Gute, schon der Gedanke wird Papa verzweifelt die Hände in die Luft werfen lassen. Außerdem hast du nicht genügend Grips für so was.«

»Danke für das Kompliment, lieber Bruder.« Sie seufzte, weil er vermutlich recht hatte.

»Aber wenn es Krieg gibt ...«

»Er wird kommen, darauf kannst du dich verlassen, aber ich sehe nicht, was das mit dir zu tun haben sollte.«

»Ich schon. Dann könnte ich arbeiten, etwas Nützliches tun, vielleicht im Zusammenhang mit Papas Aktivitäten im Eisenbahngeschäft.«

Der erste Lord de Lacey hatte mit einigen anderen früh erkannt, was für eine Revolution die flächendeckende Verbreitung des Eisenbahnverkehrs mit sich bringen würde. Er hatte nicht nur in den Bau der Strecken investiert, sondern auch eine große Anzahl von Kühen auf seinem Bauernhof gehalten, deren Milch frühmorgens in Kannen auf dem Schienenweg nach London gebracht wurde, wo ein Teil zu Kondensmilch verarbeitet und in Dosen abgefüllt wurde. An all seinen Aktivitäten hingen zahlreiche Arbeitsplätze. Landwirtschaftliche Produkte aller Art wurden von dem Hof zum Bahnhof gebracht und mit Zügen an ihren Bestimmungsort befördert. Sein Sohn und sein Enkel, Amys Vater, hatten seine Geschäfte weitergeführt. Während andere Aristokraten ihre Landsitze verkaufen mussten, weil sie deren Unterhalt nicht mehr finanzieren konnten und sich keine Dienerschaft mehr leisten konnten, hatten diese Unternehmungen zu wachsendem Wohlstand geführt.

»Wie Lucy.«

»Nein, Dummkopf, im Büro, so wie du. Oder so, wie du es eigentlich tun solltest. Ich habe dich noch nie arbeiten sehen. Du ziehst das müßige Leben eines Gentleman vor.«

»Ich habe meine Nische noch nicht gefunden.«

»Du lässt dir ganz schön viel Zeit mit der Suche.«

»Lass uns jetzt nicht darüber streiten. Von Vater und Mama bekomme ich genug zu dem Thema zu hören. Und du wirst ganz schön clever sein müssen, wenn du dir ein Wortgefecht mit ihnen liefern und sie von deinen Plänen überzeugen willst.«

»Ich werde subtil vorgehen und Mama auf meine Seite ziehen.«

»Sie wird sich nicht gegen Vater stellen. Das sollte dir klar sein.«

»Wir werden sehen.«

Sie beugte sich vor, um zwischen den Bäumen hindurch einen ersten Blick auf den

Landsitz zu werfen. Nayton Manor war ein prachtvolles, dreihundert Jahre altes Gebäude, der Stein war von Wind und Regen nachgedunkelt. Die Fenster funkelten im Licht der nachmittäglichen Sonne. Wenn sie nach einer Reise nach Hause zurückkehrte, war es fast, als würde sie nach einer langen Abwesenheit einen Liebhaber wiedersehen. Der Landsitz war ihr Zuhause, und sie hätte sich nicht vorstellen können, irgendwo anders zu leben. Wenn sie heiratete, hätte sie es verlassen und ihrem Ehemann dorthin folgen müssen, wo er leben wollte. Um sie davon zu überzeugen, müsste es schon ein ganz besonderer Mann sein.

Kaum hatte der Einspanner vor dem Haus gehalten, da flog auch schon die Tür auf, und Annelise de Lacey kam die Stufen hinabgeeilt, um ihre jüngere Tochter mit einer Umarmung zu begrüßen. Es war typisch für ihre Mutter, dass sie in solchen Situationen ihre Stellung als Gattin eines Lords ignorierte und ihren Gefühlen freien Lauf ließ. Die steife Arroganz geborener Aristokraten entsprach nicht ihrer Art.

»Amy, Darling, lass dich ansehen.« Sie musterte ihre Tochter. »Wie erwachsen du geworden bist. Findest du nicht auch, Jack?«

Mit ihren vierundvierzig Jahren war sie noch immer eine wunderschöne Frau, nur unwesentlich weniger schlank als vor gut zwanzig Jahren. Ihr üppiges Haar, noch ganz ohne graue Strähnen, war am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden.

»Oh ja.« Er grinste abschätzig. »Eine richtige Lady.«

Annelise legte einen Arm um Amys Schultern und ging mit ihr ins Haus, gefolgt von Annie. Es blieb Jack vorbehalten, den Einspanner zu den Stallungen hinter dem Haus zu bringen.

»Hattest du eine gute Reise?«, fragte Annelise ihre Tochter.

»Ja, aber die Züge waren schmutzig wie immer. Bevor ich an etwas anderes denke, muss ich baden und mich umziehen.«

»Ja, natürlich. Papa ist mit Edmund ausgeritten, aber sie kennen die Ankunftszeit des Zuges und werden bald zurück sein. Wo ist dein Schrankkoffer?«

»Mr Storey lässt ihn mit dem Wagen herbringen.«

»Gut. Ich lasse ihn auf dein Zimmer bringen, sobald er da ist.«

»Oh, es tut so gut, wieder zu Hause zu sein.«

Die Halle war groß und kühl, und es roch nach Möbelpolitur und Rosen, von denen ein großer Strauß auf dem Tisch neben einem silbernen Tablett stand. Amy sog tief den Duft ein, ließ den Blick über die an den Wänden hängenden Porträts ihrer Vorfahren schweifen und eilte die Treppe hinauf. Oben führte eine Galerie um den ganzen Raum, durch deren Holzstäbe sie als Kind in die Halle geschaut hatte, um die Gäste ihrer Eltern zu sehen.

Sie lief zu ihrem Zimmer, und eine Stunde später ging sie frisch gebadet und in einem blauen Seidenkleid wieder nach unten, wo sie im kleinen Salon von ihrem Vater und ihrem elfjährigen Bruder Edmund begrüßt wurde, die beide noch Reitkleidung trugen. Sie umarmte Edmund, der es stoisch über sich ergehen ließ, und ging dann zu ihrem Vater, der sie mit einem Kuss begrüßte. Er war groß, gut gebaut und mit seinen sechsundfünfzig Jahren immer noch ein attraktiver Mann.

»Also, Amy?«, sagte er. »Ich nehme an, diesmal wirst du bei uns bleiben.«

»Ja, Papa.« Sie hatte es ernst gemeint, als sie zu Jack gesagt hatte, sie wolle selbst

ihren Lebensunterhalt verdienen, doch sie würde sich den ersten Abend nach ihrer Heimkehr nicht dadurch verderben, dass sie das Thema zu früh anschnitt. Sie würde warten, bis der richtige Augenblick gekommen war. »Ich werde vor dem Abendessen einen kleinen Rundgang machen, um zu sehen, was sich verändert hat.«

»Oh, nichts hat sich verändert, seit du abgereist bist, aber lass dich nicht aufhalten. Du findest Patch in seinem Stall.«

Wie alle in der Familie wusste auch ihr Vater, dass sie nach einer Abwesenheit als Erstes immer ihr Pferd aufsuchte und ausritt, doch dafür war es heute zu spät, denn sie musste pünktlich zum Abendessen kommen.

Um sieben Uhr aßen sie en famille. Alles ging seinen gewohnten Gang, wie immer, und das Gespräch war lebhaft. Amy erzählte von der Schule und ihrem Urlaub und wiederholte noch einmal, wie glücklich sie sei, wieder zu Hause zu sein. Dann erzählte Edmund von seinen Abenteuern auf der Privatschule Gresham's, und schließlich äußerten sich ihre Eltern besorgt über den bevorstehenden Kriegsausbruch.

»Ich habe Lizzie ein Telegramm geschickt und sie wissen lassen, dass sie nach Hause kommen soll«, sagte ihr Vater. »Ich nehme nicht an, dass schon in allernächster Zukunft etwas passiert, würde sie aber lieber hier bei uns in Sicherheit sehen.«

»Dann ist sie noch nicht verlobt?«, fragte Amy. »Ich habe es so verstanden, als hätte Max einige Urlaubstage gemeinsam mit ihr verbracht.«

»Wir haben nichts von einer Verlobung gehört«, sagte Jack.

»Sie sollte sich Zeit nehmen, in Ruhe darüber nachzudenken«, warf ihre Mutter ein. »Er ist Soldat, und wer weiß, was passieren wird, wenn es Krieg gibt.«

»Oh, bitte nicht«, sagte Amy. »Ich ertrage es nicht, daran zu denken. Am Bahnhof Liverpool Street habe ich Hunderte von Kindern mit Gasmasken um den Hals gesehen. Viele von ihnen haben geweint, und ihre Mütter mussten hinter den Absperrungen bleiben und weinten ebenfalls. Das hat mir bewusst gemacht, was ein Krieg bedeuten würde.«

»Ja, ich weiß«, sagte ihre Mutter. »Ich hatte heute Besuch von Mrs Hutchins. Sie ist für das Wohlergehen der Kinder zuständig, die in unsere Gegend evakuiert werden. Sie hat mich gebeten, einem oder zweien von den armen Dingen ein Dach über dem Kopf zu geben.«

»Du hast doch nicht etwa Ja gesagt?«, fragte Jack überrascht.

»Aber natürlich habe ich zugestimmt. Diese bedauernswerten Kinder, von ihren Eltern getrennt, um an fremden Orten mit fremden Menschen zu leben. Man muss einfach Mitleid mit ihnen haben. Wir haben jede Menge Platz. Ich habe Mrs Baxter angewiesen, die Zimmer fertig zu machen. Sie werden morgen hier sein.«

»Hoffentlich sind sie stubenrein«, bemerkte Jack.

Edmund unterdrückte ein Kichern. Er wurde als Benjamin bei den Mahlzeiten im Familienkreis stillschweigend geduldet, durfte aber nichts sagen. Vielleicht würde es lustig werden, ein oder zwei andere Kinder herumkommandieren zu können, bis er wieder in die Privatschule Gresham's zurückkehren musste. Es war eine Schande, dass er ins Internat musste, während es hier amüsant zu werden versprach. Der drohende Kriegsausbruch ängstigte ihn nicht.

»Ich frage mich, wie lange es dauern wird, bis einige unserer Angestellten eingezogen

werden«, sagte Charles, als die Diener den Tisch abzuräumen begannen und sie sich in den Salon zurückzogen. Er war hellgrün und beigefarben gestrichen, und auf dem Boden lag ein dicker Teppich, dessen Rosenmuster auf den Fenstervorhängen wiederkehrte. Der Raum war möbliert mit drei Mahagonitischen und einem großen Schrank mit Glasscheiben, hinter der eine Kollektion von Statuetten aus Porzellan stand, zwei grün bezogenen Sofas, mehreren Sesseln und einem Flügel. Vasen mit Blumen, eine Uhr aus Goldbronze auf dem marmornen Kaminsims, zwei Büsten unter einem Spiegel mit einem schweren, vergoldeten Rahmen. Die Wände waren bedeckt mit Gemälden, einige davon sehr wertvoll. Zwei davon hatte Jack gemalt, dessen künstlerisches Talent während seiner Schulzeit entdeckt worden war. Es war ein eleganter Salon, der aber nicht steif, sondern bewohnt wirkte.

»Ich denke schon, dass einige unserer männlichen Bediensteten in den Krieg ziehen werden«, sagte Annelise. »Keine Ahnung, was mit den Frauen passieren wird.«

»Im letzten Krieg haben Frauen Arbeiten übernommen, die normalerweise Männersache sind«, bemerkte Amy. »Sie haben Busse und Krankenwagen gefahren und in Fabriken gearbeitet. Und sie haben sich um die Kranken und Verwundeten gekümmert. So etwas will ich auch tun.«

»Um Himmels willen, Kind, warum?«, rief ihr Vater aus. »Du bist nicht darauf angewiesen ...«

»Ich mag es nicht nötig haben, aber ich will es. Ich möchte mich nützlich machen. Ich bin nicht auf die Welt gekommen, um nur ein hübsches Püppchen zu sein.«

Charles lächelte. »Und du bist ein so verdammt nett anzusehendes Püppchen.«

»Mit dummen Komplimenten bringst du mich nicht von meinen Absichten ab.«

»Du bist zu jung, nicht einmal neunzehn.«

»Im letzten Krieg sind Männer in meinem Alter gefallen, und in diesem wird es nicht anders sein.«

»Du bist kein Mann, Amy.«

Jack wusste, dass es Streit geben würde, und er wollte nicht, dass Amy auf seine Unterstützung zählte. Das konnte zu Fragen führen, was er mit seinem Leben anzufangen gedachte, und er hatte nicht vor, sie zu beantworten, einfach aus dem Grund, weil er selbst die Antworten nicht kannte. Zwischen Amy und Edmund hatte seine Mutter zwei Fehlgeburten gehabt, beides Jungen, und als Edmund zur Welt kam, war Jack dreizehn und hatte sich daran gewöhnt, als Erbe des Lord de Lacey angesehen zu werden. Er kannte nur ein einziges Ziel: Er wollte als Gentleman gesehen werden, nicht als Enkel eines französischen Bauern. Die Tatsache, dass seine Mutter einen englischen Aristokraten geheiratet hatte, änderte nichts an seiner schmachvollen Herkunft oder seinem gesellschaftlichen Minderwertigkeitskomplex. Das war irrational, es war ihm bewusst. Seine Mutter bewunderte ihn, und Lord de Lacey behandelte ihn so, als wäre er wirklich sein Sohn – außer in der Frage des Erbes. Er konnte schwerlich etwas anderes erwarten, aber er fühlte sich manchmal ziellos und desorientiert.

Er entschuldigte sich und verließ den Salon. Nachdem er Wanderschuhe angezogen und einen Hut aufgesetzt hatte, trat er aus dem Haus, um einen Spaziergang in dem den Landsitz umgebenden Wald zu machen. Er war von Vorfahren des Lord de Lacey angelegt

worden, um das Haus vor neugierigen Blicken und dem meistens aus nordöstlicher Richtung kommenden kalten arktischen Wind zu schützen. Es gab Eichen, Eschen, Ulmen, Kastanienbäume und jede Menge Holundersträucher, deren intensiver Geruch ihm in die Nase stieg und ihn an seine Kindheit erinnerte. Schon immer hatte er den dämmerigen Wald und seine Gerüche geliebt, das Rascheln von kleinen Tieren im Unterholz und das gelegentliche Zwitschern eines Vogels. Hier hatte er sich nach seiner Ankunft in Nayton vor seinem Privatlehrer versteckt, hier hatte er Selbstgespräche geführt, ein einsamer kleiner Junge, dessen Mutter plötzlich eine neue Liebe gefunden hatte.

Auf der Straße am hinteren Ende des Waldes sah er Bert Storey auf sich zukommen. Er war auf dem Weg zum Pub Nayton Arms, wo er jeden Abend trank.

»Guten Abend, Mr Storey. Ein schöner Tagesausklang, finden Sie nicht auch?«

»Morgen wird es wieder regnen«, bemerkte der Stationsvorsteher mit verkniffener Miene.

Er war ein armer Hund, der immer schlechte Laune hatte, ganz im Gegensatz zu seiner Tochter Lucy, die stets fröhlich zu sein schien. Doch das hieß noch lange nicht, dass Amy sie beneiden musste. Es gab nichts Schlimmeres als Armut, wo man ohne Unterlass arbeiten musste, um irgendwie den Lebensunterhalt zusammenzukratzen. Er war glücklich, dass ihm das erspart blieb. Aber er konnte Lucy eine Freude machen, wenn ihm danach war. Er entschied sich dafür und schlenderte zum Bahnhof.

Lucy öffnete die Schranke, nachdem gerade ein Güterzug mit Kohle durchgefahren war, als sie Jack auf sich zukommen sah, dessen Hut schief auf seinem Kopf saß. Eine Hand steckte in der Hosentasche, in der anderen hielt er einen Stock, den er im Wald gefunden hatte. Statt zum Haus zurückzugehen, wartete sie auf ihn. »Guten Abend, Mr de Lacey.«

»Guten Abend, Lucy. Immer noch im Dienst?«

»Ich muss mich um die Schranke kümmern.«

»Tag und Nacht?«

»Immer, wenn Züge fahren. Zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens, wenn der Milchzug kommt, sind es natürlich deutlich weniger.«

Er fragte sich, ob ihr Vater jemals darüber nachdachte, sich selbst um die Schranke zu kümmern, doch wahrscheinlich hielt er das für unter seiner Würde. »Du bleibst doch nicht etwa die ganze Nacht wach?«

»Nein, wir lassen die Schranke geschlossen für den Straßenverkehr und gehen zu Bett. Falls jemand vorbeikommt, kann er sie öffnen, doch in der Regel steht einer von uns auf, um zu überprüfen, ob er sie auch wieder geschlossen hat. Sie müssen das selber schon unzählige Male getan haben.«

»Du sagst es.« Er stellte sich vor, wie sie im Nachthemd an ihrem Schlafzimmerfenster stand, um sich zu vergewissern, dass er die Schranke vorschriftsmäßig wieder geschlossen hatte. Beim nächsten Mal würde er zu ihrem Fenster hochschauen und einen Blick auf sie erhaschen. »Wie lange dauert es jetzt, bis der nächste Zug kommt?«

»Mr de Lacey, Sie kennen den Fahrplan so gut wie ich. Es ist der Halbzehnzug nach Norwich.«

»Also musst du erst in einer guten Stunde wieder hier sein.«

»Ich finde immer etwas, womit ich mich beschäftigen kann.«

»Da bin ich sicher, doch das meinte ich nicht. Ich weiß nichts mit mir anzufangen. Mach einen Spaziergang mit mir, dann kannst du mir alles über dich erzählen.«

»Sie wissen alles über mich.«

Er betrachtete ihr liebliches, heiteres Gesicht mit den weichen Zügen. Sie bekam bestimmt keine hysterischen Anfälle wie so viele der jungen Damen, mit denen er normalerweise Kontakt pflegte.

»Möchtest du keinen Spaziergang mit mir machen?«

»Es gehört sich nicht.«

»Das ist keine Antwort. Ich habe gefragt, ob du mit mir spazieren gehen möchtest.«

»Mein Vater ...«

»Der sitzt im Pub Nayton Arms. Vor zehn Minuten habe ich ihn gesehen. Nach Hause kommt der erst, wenn die Kneipe schließt und sie ihn rausschmeißen.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte sie überrascht. Nie hätte sie gedacht, dass die höheren Kreise die Gewohnheiten ihres Vaters kannten. Sie wusste, dass er zu viel trank. Wahrscheinlich wollte er sich aufmuntern, doch der Alkohol machte ihn nur noch mürrischer. Und manchmal gewalttätig, wenn sie so unklug war, ihn zu provozieren.

»Das ist kein Geheimnis.« Er fragte sich, ob sie wusste, dass ihr Vater nicht nur im Pub trank, sondern sich auf dem Heimweg auch noch mit einer bestimmten Witwe vergnügte.

»Komm schon, nur ein kleiner Spaziergang. Um diese Abendzeit ist es im Wald wunderschön. Ich könnte dir einen Dachsbau zeigen.«

»Wirklich?« Ihre Augen strahlten.

»Ja. Wenn wir ganz leise sind, sehen wir sie vielleicht herauskommen.«

Das klang nicht so, als hätte er verborgene Absichten, und sie wollte es sich nicht entgehen lassen, eine Stunde in seiner Gesellschaft zu verbringen. Sie würde herausfinden, ob er der Idealvorstellung ihrer Träume entsprach oder auch nur ein Mensch war. Sie hatte Angst zuzusagen, weil sie befürchtete, enttäuscht zu werden, doch andererseits, wenn ihre Träume wahr werden würden ... Nein, das war idiotisch. Er würde sie nicht heiraten, wo er doch unter etlichen jungen Damen die freie Wahl hatte. Doch warum gab er sich mit ihr ab? Um sie zu verführen? Sie konnte sich keinen Reim auf die Geschichte machen.

»Also?« Er blickte ihr in die Augen und erkannte ihre Zweifel. »Ich werde dich schon nicht auffressen.« Er musterte sie von Kopf bis Fuß. Sie war schlank, hatte aber ausgeprägte weibliche Rundungen. »Dabei bin ich sicher, dass du köstlich schmecken würdest. Bis zu dem Dachsbau sind es nur ein paar Schritte. Du glaubst doch nicht etwa, dass ich dir auch nur ein Haar krümmen würde?«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete sie. »Ich hole mir nur eben ein Tuch.« Sie rannte den Bahnsteig hinab und verschwand im Haus. Ein paar Minuten später tauchte sie wieder auf, in einem frisch gewaschenen Baumwollkleid und in ein rosafarbenes Tuch gehüllt.